

Bernácer, Germán

Article

Die einschränkenden Tendenzen der kapitalistischen Wirtschaft

Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft

Provided in Cooperation with:

Duncker & Humblot, Berlin

Suggested Citation: Bernácer, Germán (1955) : Die einschränkenden Tendenzen der kapitalistischen Wirtschaft, Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, ISSN 1619-6244, Duncker & Humblot, Berlin, Vol. 75, Iss. 6, pp. 21-41, <https://doi.org/10.3790/schm.75.6.21>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/290836>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die einschränkenden Tendenzen der kapitalistischen Wirtschaft

Von

G e r m á n B e r n á c e r , Madrid

Inhaltsverzeichnis: I. Voraussetzungen S. 21 — II. Morphologie der Marktcurven S. 24 — III. Analytische Betrachtung S. 28 — IV. Die Globalrente und die Nachfrage S. 30 — V. Repressionsphänomene S. 34 — VI. Erklärung des Paradoxons S. 38

In einem soeben erschienenen Buch¹ haben wir eine Theorie der Struktur der Nachfrage- und Angebotkurven angezeigt, deren Entwicklung uns interessant schien, die wir aber in der erwähnten Studie nicht weiter verfolgen konnten. In vorliegendem Aufsatz erörtern wir die Ergebnisse einer eingehenderen Untersuchung dieses Themas. Und es sind diese Ergebnisse, die erlauben, den restriktiven Charakter jeder Wirtschaft aufzuzeigen, die, wie die kapitalistische Wirtschaft, mehr oder weniger nach dem Monopol hinneigt.

I. Voraussetzungen

Die Angebots- und Nachfragekurven, die gewöhnlich dazu dienen, die Markttheorie zu illustrieren, sind wohlbekannt. Es handelt sich um solche, die auf den Cartesischen Koordinaten oder rechtwinkligen Systemen eingezeichnet sind. Eine derselben, z. B. die Vertikale, gibt die Preise an, die andere die Mengen der gefragten oder angebotenen Güter.

Im allgemeinen wird die Nachfrage durch eine Kurve angezeigt, die von rechts nach links hinunterläuft, während das Angebot durch eine Kurve dargestellt wird, die aufsteigend in gleicher Richtung verläuft.

Es scheint zweckmäßig, darauf hinzuweisen, daß diese Konventionalkurven *a t e m p o r a l e n* Charakter haben, d. h. anders ausgedrückt, die Preise und die Mengen der angebotenen und nachgefrag-

¹ Una economía libre, sin crisis y sin paro, Madrid. 1955. Aguilar. Vgl. S. 235 bis 244.

ten Güter werden als variabel angenommen bei jedem Preis, während alle übrigen Faktoren gleich bleiben. Da jedoch in Wirklichkeit die übrigen Bedingungen im Verlaufe der Zeit variabel sind, bedeutet dies, daß die Kurven nur streng genommen für einen bestimmten unteilbaren Augenblick Geltung haben, in dem sie variieren, um sich der Veränderlichkeit der Dinge anzupassen.

Obwohl die Darstellung über zwei koordinierte Achsen geht, handelt es sich in Wirklichkeit um drei Achsen: die dritte, die senkrecht auf den anderen steht, vom Ausgangspunkt der Koordinaten gesehen, ist stillschweigend angenommen: es ist die Zeitachse.

So verwandeln sich die Linearkurven des Angebots und der Nachfrage in zwei Oberflächen, die sich nach einer Raumlinie schneiden. Wenn sie sich auf der Zeitachse vorwärtsbewegen, werden die Angebots- und die Nachfragekurve, die jeweils für jeden Augenblick wirksam sind, durch den Schnitt dargestellt, der nach dem Vertikalplan auf der Zeitachse gemacht wurde, auf den entsprechenden Punkten zu den aufeinanderfolgenden Momenten. Wenn die Fortbewegung kontinuierlich ist, wie beim Verlauf der wirklichen Zeit, dann verändern sich die Kurven konstant und kontinuierlich.

Strebt man eine semidynamische Analyse für bestimmte Vergleichsmomente am Ende regulärer Perioden an, so sind die Kurvenfamilien, die das Angebot und die Nachfrage darstellen, nur hypothetische Sektionen verschiedener Tiefe auf der Zeitachse. Man nimmt gewöhnlich an, daß die Preisniveaus eine Änderung erfahren, derart, daß sie einfach steigen oder fallen, was nur eine Hypothese ist, deren Zweck es ist, das Problem zu vereinfachen, die jedoch wahrscheinlich wenig realistisch ist.

Offenbar sind die Kurven, oder besser gesagt, die kontinuierlichen Oberflächen, völlig hypothetisch, nicht nur deshalb, weil sie aus Demonstrationsgründen gezeichnet werden, ohne irgendwelche Experimentalbasen, sondern auch, weil keine rationelle Experimentiermöglichkeit besteht, denn wir können ja in jedem Augenblick nur eine einzige Erfahrung haben. Anders ausgedrückt: nur einen einzigen Punkt, in dem Angebot und Nachfrage übereinstimmen. Und mit einem einzigen Punkt können keine Kurven aufgestellt werden, und Oberflächen noch weniger, von denen wir nur die Hypothese kennen, daß sie aufsteigender oder abfallender Art sind.

Dies scheint die schwedische Nationalökonomie ausdrücken zu wollen, wenn sie diese Kurven mit *e x - a n t e* bezeichnet, im Gegensatz zu ihrem Kontaktpunkt, dem einzigen, der zu beobachten ist und *e x - p o s t* genannt wird. Doch diese Bezeichnung, d. h. wenn sie das bedeutet, was wir uns vorstellen, erscheint uns als ein Motiv, das zur

Verwirrung dient. Es wäre unserer Meinung nach besser, wenn man jene Punkte als imaginär und real, respektive, bezeichnen würde.

Die einzigen wirklichen Punkte sind die der Intersektionslinie der beiden Oberflächen, auf denen sich im Verlauf der Zeit und des Raumes die effektive Nachfrage und das effektive Angebot entwickeln. Die Bezeichnung *ex-ante* scheint überdies anzuzeigen, daß jene Punkte, ebenso wie diejenigen, die wir imaginär genannt haben, als vor dem Beginn der Entwicklung des Marktgeschehens bekannt angesehen werden können, was bedeuten würde, daß man die Zukunft vorausraten könnte.

Einige Autoren führen eine andere unabhängige Variable für jede Funktion ein. Z. B. nimmt man an, daß der Preis von den Mengen, die zum Angebot kommen und nachgefragt werden, und von den Gesamteinkommen abhängt. Da die Tatsache, daß eine neue Variable eingeführt wird, als besonders wichtig gilt, doch nicht die Variierbarkeit der unzähligen anderen Faktoren beeinflußt, die unter den Sammelbegriff „bei allen anderen gleichbleibenden Voraussetzungen fallen“, was mit der Unveränderlichkeit der Zeit für sie gleichbedeutend ist, so müßte dann eine vierte Achse angenommen werden, die sich in der Zeit entwickelt. Doch dann könnte die Funktion nicht mehr graphisch in ihrer wirklichen Komplexität dargestellt werden, da sie ein vierdimensionales System verlangen würde.

Im allgemeinen definieren die Autoren nicht klar, was als wirklicher Wert der Nachfrage und des Angebots anzusehen ist. Zwischen dem Begriff *ex-post*, der nur eine begrenzte Zeitzone umspannt, und dem Begriff *ex-ante*, der den ganzen möglichen Raum umfaßt, besteht eine weite Zone der Nichtdetermination, in welcher alles bestehen kann, außer klaren und exakten Begriffen, und diese ist es, die eine wirklich mathematische Konzeption des Marktes unmöglich macht.

Es gibt immer eine bestimmte Warenmenge auf dem Markt. Nicht alles wird in der betrachteten Zeitperiode verkauft. Welche müssen wir also als das Angebot der Zeitperiode ansehen, die gesamte verfügbare Warenmenge oder nur die wirklich in der betreffenden Zeitperiode verkaufte, oder gar eine zwischen beiden liegende Menge?

Aus den Betrachtungen, zu denen dieses Problem Anlaß gibt, scheint hervorzugehen, daß die Wirkung der Warenmenge, die nicht an den Transaktionen beteiligt ist, aber doch durch ihr Vorhandensein eine unbestimmte psychologische Wirkung ausübt, nicht zu eliminieren ist.

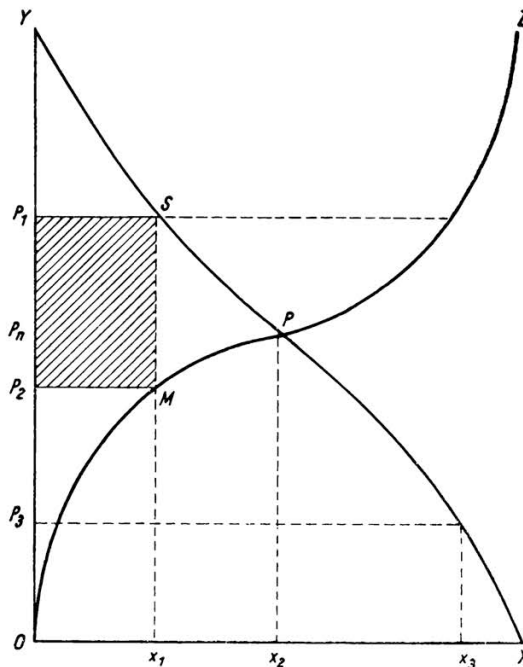
Bei der Erklärung dieses Problems haben wir zwei Größen unterschieden, eine potentielle, die von der gesamten Warenmenge dargestellt wird, zu welcher diejenige addiert wird, die während der Be-

obachtungsperiode zum Markte strömt, die von der Produktions- oder Importseite dazukommt, und eine andere, effektive, die nur durch die während der betreffenden Zeitperiode verkaufte dargestellt wird, und diese letztere ist die Differenz zwischen dem potentiellen Angebot und der Ware, die am Ende der betrachteten Zeitperiode, unverkauft in den Händen der Verkäufer oder Produzenten zurückgeblieben ist. Der wirkliche Preis ist nur in der Beziehung auf die effektive Nachfrage und das effektive Angebot wirksam. Die potentiellen Faktoren sind nur indirekt wirksam, insofern als sie eine größere Anzahl von Händlern bewegen können, zu kaufen oder zu verkaufen.

II. Morphologie der Marktkurven

Wir gehen von folgenden Hypothesen aus:

1. Die Produktion ist null bei einem Preis null.
2. Wenn der Preis steigt, ist der Anstieg bei den niederen Preisstufen langsam.
3. Der Preis steigt bei den mittleren Preisstufen schneller, je mehr die Produktion lohnender wird.



Figur 1

4. Bei sehr hohen Preisen ist die Möglichkeit zu weiteren Preissteigerungen erschöpft oder doch gering. Die Kurve endet mit einem fast vertikalen Zweig, deren Asymptote eine Gerade ist, die der Achse OY parallel läuft.

5. Von jedem Punkt der Kurve, von dem eine Senkrechte auf die Achse der Abszissen oder Ordinaten gezogen wird, schneidet sie die Kurve in keinem Punkt.

Die Form der Kurve ist daher dem Typ OZ der Fig. 1 gleich, in der die Abszissen die Warenmengen darstellen und die Ordinaten den Geldpreisen der Produkteinheit entsprechen.

Es ist schwieriger, über das Verhalten der Nachfrage wahrscheinliche Hypothesen aufzustellen. Man muß eine angenähert entgegengesetzte Bewegung annehmen: eine große, aber nicht unendliche Nachfrage für die Preise Null oder die sehr niedrigen Preise, die langsam am Anbeginn der Preissteigerung abnimmt, die dann jedesmal schneller abnimmt und schließlich auf Null sinkt, wenn die Preise am höchsten stehen, wie es Fig. 1 in der Kurve XY zeigt.

Die empirischen Gründe, die eine Zulassung einer Nachfrage dieses Typs rechtfertigen, liegen darin, daß im Falle die Produktion nicht strikt von den menschlichen Plänen abhängt und ein Einfluß der Natur wirksam wird, wie z. B. im Falle der landwirtschaftlichen Produkte, dann kann es vorkommen, daß ganz verschiedene Produktenmengen von den ursprünglich geplanten da sein können. Und wenn es gleichzeitig, wie das oft der Fall ist, bei Gütern wenig elastischen Bedarfs vorkommt, dann ruft eine kleine, eine besonders kleine Produktion, Preise in einer Höhe hervor, die unter anderen Bedingungen als Monopolpreise angesehen würden, und deren Gewinn, global gesehen, oft dem einer bedeutenden Produktion überlegen ist. Im Gegensatz dazu ruft eine Überproduktion einen Preisdruck hervor, der proportional größer ist, als es dem Produktionszuwachs entsprechen würde, so daß der Produzent insgesamt weniger erhält, als ihm bei einer Normalproduktion zufließen würde.

Dies kann nur durch eine Nachfragekurve ausgedrückt werden, die schnell abnimmt für die hohen Preise, so daß eine sehr umfangreiche Produktion Zonen sehr geringer Nachfrage entspricht und der Preis sehr sinken muß, damit Angebot und Nachfrage sich anpassen. Wenn z. B. die Effektivofferte, anstatt x_2 zu sein, auf x_3 steigt, dann ist das Produkt $x_3 \cdot p_1$ unter dem Produkt $x_2 \cdot p_n$, das der Nachfrage bei Normalpreis entspricht.

Bei den Fertigwaren hängt die Größe der Produktion mehr von jedem Industriellen ab und von dem Zusammenspiel aller, aber in Wirklichkeit wird er auch teilweise aus seiner Hand gewunden durch

politische Interventionen, die ihn zwingen, ein Produktionsvolumen aufrecht zu erhalten, das zu dem zweckmäßigen Preise unmöglich abgesetzt werden kann, oder die ihn zwingen, Angestellte und Arbeiter zu behalten, die bei einer freien Betriebswirtschaft entlassen werden würden.

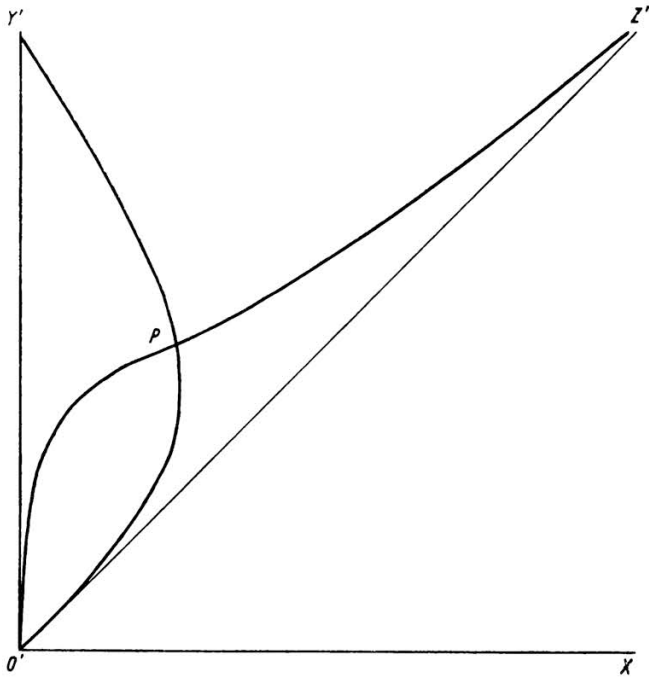
Natürlich sind Produktion und Angebot keine Synonyme. Das Effektivangebot kann unter der Herstellung liegen, wobei es dann zur Anhäufung der Waren kommt. Es kann auch darüber liegen, in welchem Fall das Warenlager des Marktes verringert würde. Doch in beiden Fällen kann es sich nur um eine vorübergehende Situation handeln: Im ersten Falle, wegen der Schwierigkeiten der Lagerung und der Finanzierung, im zweiten, weil die Läger sich erschöpfen und dem Handel Schwierigkeiten bereiten würden. Um unsere Zeichnungen und Betrachtungen nicht zu komplizieren, nehmen wir an, daß die Produktionslinie mit der Angebotslinie zusammenfalle, was ein Normalfall ist, wenn es sich um Fertigprodukte und eine stationäre Lage handelt.

Aus später zu behandelnden Gründen verwandeln wir die Kurven, die in Mengeneinheiten einer produzierten und nachgefragten Warenmenge ausgedrückt werden, in den Geldwert der Produktion und der Nachfrage. Diese Werte werden kalkuliert, indem jeder Preis mit der entsprechenden Warenmenge multipliziert wird (d. h. die Abszissen mit ihren entsprechenden Koordinaten des Diagramms 1) und die so erhaltenen Produkte werden als Abszissen eines neuen Diagramms angelegt, in dem die Ordinaten und Abszissen die Preise per Einheit der Ware oder die Mengen derselben darstellen.

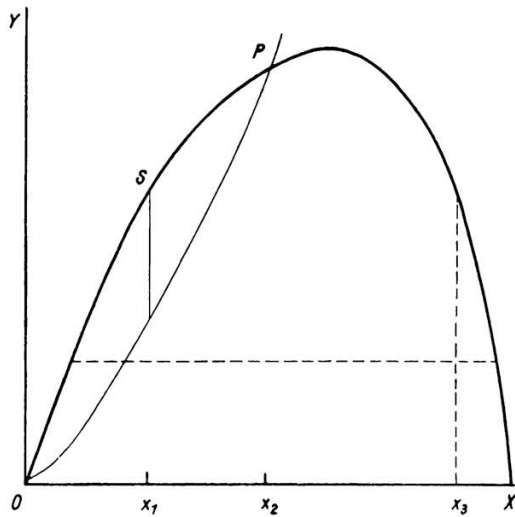
Die Diagramme der Fig. 2 und 3 sind auf diese Art konstruiert. Auf dem ersten schneiden sich die Kurven noch auf derselben Ordinate, was dem Preis der perfekten Konkurrenz entspricht. Die Produktionskurve wird horizontal verlängert und zur Asymptote der Diagonalen, die in der Fig. 1 angezeigt wird. In Fig. 3 schneiden sich die beiden Kurven auf derselben Abszisse wie in Diagramm 1. Was die Nachfragekurve betrifft, so nimmt sie in den beiden letzten Diagrammen eine konkave Form an, die Endpunkte sind 0.

In Fig. 3 wird ein Segment einer Ordinate angegeben, das der größten Länge zwischen beiden Kurven und dem Ordinatensegment des ersten Diagramms entspricht, das auf der gleichen Abszisse steht und das, mit ihr multipliziert, uns den Maximalwert ihres Nettoeintritts angibt. Dieser Wert ist direkt proportional der Oberfläche des schraffierten Rechtecks.

Gewöhnlich wird zugegeben, daß in Fig. 1 und 2 der Schnittpunkt P der beiden Kurven den Preis der perfekten Konkurrenz p_n und die Menge der verkauften Ware x_2 bestimmt, weil dies der Punkt



Figur 2



Figur 3

ist, in dem sich Nachfrage und Angebot decken. Bei diesem Preis ist der Wert der Nachfrage und des Angebots gemeinsam $p_n \cdot x_2$ und die Vorräte des Artikels auf dem Markt nehmen weder zu noch ab.

Im Falle der Existenz eines absoluten Monopolisten, der allein bei den Produzenten kaufen und an die Konsumenten verkaufen kann, würden die Preise p_2 und p_1 den Monopolankaufs- und -verkaufspreisen entsprechen, vorausgesetzt, daß der Monopolist die Möglichkeit und den Wunsch hat, den Maximumgewinn zu erzielen. Dann muß in jenem Falle die Produktion $x_2 - x_1$ gesenkt werden, was eine Verminderung der Totalrente gleich $(x_2 \cdot p_n) - (x_1 \cdot p_1)$ bedeutet.

Wenn wir die Verminderung der Sozialrente betrachten und die des Monopolisten ausschließen, erhalten wir als Verminderung: $(x_2 \cdot p_n) - (x_1 \cdot p_2)$.

III. Analytische Betrachtung

Es ist interessant, analytisch festzustellen, wo der Maximumgewinnpunkt für den Monopolisten und die Oligopolisten liegt, auch wenn dies nur generell der Fall sein kann, da wir die Gleichungen der Nachfrage- und der Angebotskurve nicht kennen.

Dieser Punkt befindet sich offensichtlich dort, wo die Bedingung erfüllt wird, nach welcher die Differenz der Preise $p_1 - p_2 = u$, multipliziert mit der verkauften Warenmenge x , einen Maximalwert ergibt, d. h. wenn die Ableitung von $v = ux$ Null ist.

Das Differentiale dieses Produktes ist:

$$dv = u dx + x du$$

Wenn man diesen Ausdruck durch dx dividiert, erhält man die Ableitung für x oder

$$\frac{dv}{dx} = u + x \frac{du}{dx} = 0, \text{ davon } x \frac{du}{dx} = -u \text{ und } \frac{du}{dx} = -\frac{u}{x}$$

Da das erste Glied dieser letzten Gleichung auch negativ ist, wegen des spezifischen Charakters der Funktion, deren Zunahme immer unter dem gegenteiligen Zeichen steht, können wir für diesen Spezialfall schreiben:

$$\frac{du}{dx} = \frac{u}{x}$$

Dies zeigt uns, daß die Lage des Maximalgewinns für den Monopolisten absoluten Charakters dann vorliegt, wenn die Relation zwischen den Differenzen des Kostpreises und des Verkaufspreises (Gewinn

pro Produkteinheit) und der verkauften Menge gleich der Ableitung der Funktion oder Relation der Differenzialzuwächse zwischen der Funktion und der Variablen ist.

Im Falle eines Duopols existiert eine Diskrepanz zwischen den Autoren betreffs der Markttendenz. Ihre Meinungen stehen natürlich in Beziehung zu den von ihnen aufgestellten Hypothesen. Wir sehen die der gemäßigten Konkurrenz als die beste an, und nicht die des Handelskriegs, unter welchem zu niedrigeren als den Kostenpreisen verkauft wird, nur, um die Konkurrenz zu ruinieren. In solchem Falle sind die Nachfrage- und die Grenzkostenkurve unbrauchbar. Es handelt sich dagegen um einen anormalen Fall, wie den des bewaffneten Krieges, der den Wirtschaftsregeln entrückt ist.

Die normale Konkurrenz des Handels besteht darin, daß der Konkurrent seinen Verkaufspreis ändert, je nachdem, nach oben oder nach unten, wenn er darin eine unmittelbare Gewinnmöglichkeit erblickt. Aber hier gibt es einen Indifferenzpunkt, der ebenso definiert ist wie im Falle des absoluten Monopols.

Nehmen wir ein Monopol an, das sich in zwei rivalisierende Unternehmen scheidet. Wenn einer der Duopolisten (wir nehmen an, beide hätten gleiche Kapazität) sich von dem Monopolpreis entfernt und den Verkaufspreis senkt, wird er feststellen, daß sein Gewinn durch die natürliche Konsumerweiterung einen Zuwachs erfährt. Handelt es sich dagegen um ein Duopol, das auf der Basis eines Konkurrenzsystems entsteht, wird jeder Duopolist einen Vorteil darin finden, den Preis bis auf einen Punkt zu erhöhen, der nicht den Monopolpreis erreicht. Der Preis würde zwischen dem Monopol- und dem Konkurrenzpreis liegen.

Auch wenn die Initiative von einem der Duopolisten kommt, wird der andere sich eventuell veranlaßt sehen, dem ersten zu folgen, auch wenn es ihm nur darum ginge, seine Kundschaft nicht zu verlieren, vor allem, wenn er dabei keine Einbußen hat oder sogar Vorteile. Nehmen wir zuerst an, daß beide in jedem Augenblick sich gleichmäßig in den Markt teilen.

Wenn wir $x = 2x'$ ableiten und die für den Monopolfall aufgestellte Überlegung wiederholen, ergibt sich: $v' = ux'$

$$dv' = u dx - x' du = 0$$

$$u dx = x' du$$

Ersetzen wir x' durch seinen Wert $\frac{x}{2}$ wird $u dx = \frac{x}{2} du$

$$2 u dx = x du; \quad \frac{2 u}{x} = \frac{du}{dx}$$

Wenn diese Gleichung erfüllt wird, wird jeder der beiden Duopolisten finden, daß eine neuerliche Erhöhung oder Reduzierung des Preises ihm keinen Vorteil mehr bringt und (außer es findet ein Handelskrieg statt) der Preis wird sich stabilisieren. Es ist leicht zu sehen, daß dies bei einem Preise geschieht, der über dem der Konkurrenz liegt und unter dem des Monopols. Eine Darstellung gleicher Art, wenn eine Anzahl von Konkurrenten vorhanden sind, ergibt:

$$\frac{nu}{x} = \frac{du}{dx}$$

Die Hypothese, daß alle Oligopolisten gleich wichtig sind und sich zu gleichen Teilen in den Markt teilen, ist realistisch im Falle eines Kartells, in dem die assoziierten Teilnehmer sich den Markt gleichmäßig teilen, je nach gleichwertigen Zonen. Im Inneren jeder Zone geht der Oligopolist ebenso vor, als ob er ein Monopol besäße und er allein erhält den Gewinn der Konsumzunahme in der Zone. Trotzdem kann diese Hypothese sich auflösen. In solchem Falle ist es der weniger wichtige Verkäufer, der seinen Preis dem Markt aufzwingt, der theoretisch der niedrigste ist, obgleich die weniger monopolistisch gerichtete Tendenz dieses Verkäufers gewöhnlich mit einem höheren Kostenpreis kompensiert wird.

IV. Die Globalrente und die Nachfrage

Geht die Produktion von einem Regime freier Konkurrenz auf ein monopolistisches über, auch wenn es nur relativ ist, so muß sie zurückgehen, weil die Preiserhöhung die Nachfrage vermindert und die Anhäufung der nichtverkauften Waren sonst unerträglich würde. Jede industrielle Kombination, die nicht die Produktion vermindern und sie dem Nachfragerhythmus anpassen kann, wird früher oder später zugrundegehen.

Dies zieht eine andere wichtige Folge nach sich: die Verminderung der kollektiven Rente. Der Wirkungsgrad dieser Verminderung auf die Nachfrage des betreffenden Gutes ist gering, weil nur eine sehr geringe Entsprechungsquote dieser Verminderung auf die Nachfrage nach dem betreffenden Gut entfällt. Der größte Teil des Defizits der Nachfrage wirkt wieder auf die Gesamtproduktion und wird in eine Nachfrageverminderung für alle Güter aufgelöst, so daß jede individuelle Ware nur geringfügig betroffen wird.

Doch wenn das Repressivphänomen, das vom Oligopol bestimmt wird, die Gesamterzeugung ernstlich in Mitleidenschaft zieht, kann die Wirkung, die auf alle Güter ausgeübt wird, sehr bedeutend sein.

Um diese Wirkung zu messen, ist es zweckmäßig, von der Erzeugung einer bestimmten Ware oder einer bestimmten Produktion auf die der gesamten Volkswirtschaft überzugehen.

Wir können nicht die Summe aller Produktionen in eine reale Menge von Kilos, Metern oder Litern zwingen, für die eine oder andere Ware, da es sich ja um heterogene Mengen handelt, die ihren Ausdruck in verschiedenen Mengen und in verschiedener wirtschaftlicher Wägung finden. Was wir in Gedanken hinzusetzen können, ist der Wert aller Landesprodukte, indem wir für jedes Preisniveau den Gesamtwert aller erzeugten Waren ausrechnen. Das Resultat würde in einer Serie von Zahlen bestehen, die für die verschiedenen Niveaus den Wert der Globalproduktion ausdrücken, der zu gleicher Zeit der der Geldrente des Landes ist.

Mit diesen so gebildeten imaginären Summen können wir eine Produktionskurve konstruieren, die der OZ der Fig. 2 ähnlich ist, wenn wir annehmen, daß diese Kurve generellen Charakters ist und die Summe der zahlreichen Einzelkurven in eine einzige Kurve verschmolzen ist, die dann analog jeder beliebigen der in ihr enthaltenen sein muß, da die Ausnahmefälle einen wichtigen Einfluß auf die generelle Form ausüben.

Die Globalnachfrage nach den Waren ist ein Geldangebot, das auf der anderen Seite steht; doch handelt es sich nicht um die Gesamtgeldmenge, sondern um diejenige, die Keynes die „transaktionelle“ genannt hat, d. h. um das Geld, das bereit steht, um in gewöhnliche Waren umgewechselt zu werden. Das Angebot oder die Erzeugung der Waren ist die Nachfrage nach dem Geld im Austausch dafür, so daß wir die Stellung der Kurven genau genommen umkehren müßten: die der allgemeinen Nachfrage nach den Waren, um das Geldangebot auszudrücken, das für die Waren im Allgemeinen vorliegt, und die des Angebots oder der Globalproduktion, um die kommerzielle Nachfrage nach dem Geld wiederzugeben. Trotzdem und wegen der Vereinfachung können wir auf diese Umkehrung verzichten unter der Bedingung, daß wir das Vorhergehende in Rechnung stellen.

Die Kurve der Globalnachfrage der erhaltenen Produkte wird der der Nachfrage OY' in Fig. 2 sein. Dagegen kann eine Kurve der Realnachfrage ähnlich der der Fig. 1, nämlich XY , nicht direkt erhalten werden, wohl aber indirekt, indem man jede der Abszissen des Diagramms der Fig. 2 durch das entsprechende Preisniveau teilt, was eine Serie von Größen ergeben würde, dank welchen es uns möglich sein würde, eine Schema zu erhalten, das dem in Fig. 1 analog sein würde (für die generellen und reellen Angebote und Nachfragen). Die Ab-

szissen dieser neuen Kurven würden die Variationen des Realvolumens jeder derselben bei den verschiedenen Preisniveaus darstellen.

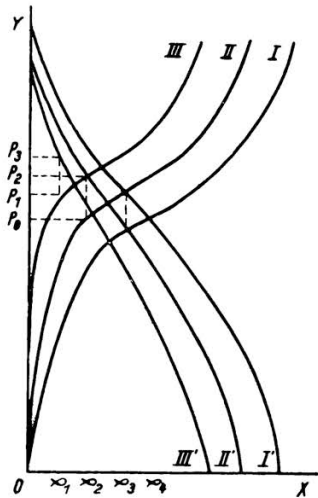
Natürlich dürften in dieser Summe nur die durch Arbeit reproduzierbaren Güter enthalten sein, während alle jene auszuschließen wären, die einen der realen Produktion fremden Charakter tragen und die unseren Berechnungen die Homogenität nehmen würden, z. B. die Schuldtitel oder Grundbesitz, die kommerziellen Effekten u.a.m.

Mit den Nachfrage- und Angebotskurven genereller Art können wir imaginär operieren, wie wir es für eine bestimmte Güterart gemacht haben, und wir können sie den gleichen Betrachtungen unterwerfen, wie sie für die Preisniveaus und die angebotenen Mengen wie die Nachfragemengen unter dem Konkurrenzsystem und dem Monopol-system formuliert wurden. Der Grad des Monopols, der hier zu betrachten ist, ist der des mittleren Oligopols der betreffenden Wirtschaft. Ihre Berechnung würde praktische Schwierigkeiten darstellen, aber wir wissen, daß er in allen kapitalistischen Wirtschaften oder sozialistischen Wirtschaften existiert und einen beträchtlichen Wert darstellt, obgleich er in einer jeden verschieden ist. Mit wachsender Technisierung nimmt er zu, ebenso wie mit größerer Verwaltung in der Industrie, ebenso wie mit einem höheren Maß von Intervention.

Die Reduktion der Produktion von x_2 nach x_1 bedingt eine Verminderung der Rente $x_2 p_n$ nach $x p_1$, auch wenn man die Monopolrenten einbezieht. Daher ergibt sich eine Verminderung der Nachfragekapazität. Der obere Ast der Produktionskurve verschiebt sich nach links auf der Suche nach dem Punkt, der durch den Preis des Oligopols bestimmt wird. Generell wird die Kurve gerader und ihr Abfall sinkt, was bedeutet, daß Produktion und Nachfrage weniger elastisch werden. Als Folge des Produktionsrückganges wird die Rente geringer und die Nachfragekurve verschiebt sich ebenfalls nach links, während ihr Abfall steiler wird, so daß die Abgeleitete der Funktion u sehr im Wert steigt und die Relation $\frac{u}{x}$ größer wird durch das Anwachsen von u (Differenz, die nur durch Preiserhöhung und Kostenreduktion wachsen kann) und durch Verminderung von x (Menge der verkauften Güter).

Dies alles bedeutet, daß auch der Oligopolpreis seinerseits variiert und sich in Richtung auf die Koordinatenachse zubewegt, wo die Verkaufspreise höher und die Kostenpreise niedriger sind, während gleichzeitig die Produktions- und Nachfrageziffern niedriger sind. Diese Situation führt zwangsläufig zu einer abermaligen Produktionsbeschränkung, weil die Nachfrage sinkt, was wiederum eine Renten-

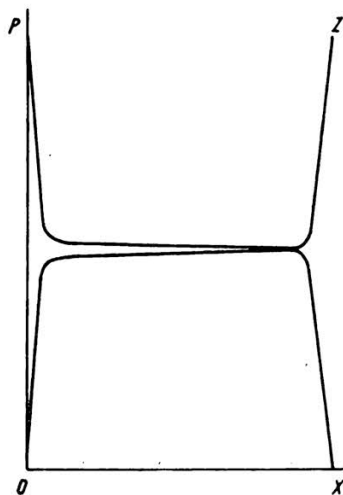
senkung mit sich führt, die ihrerseits auf die Kurvenform einwirkt usw.



Figur 4

Um das oben Gesagte graphisch darzustellen, geben wir Fig. 4, in welcher die Kurven I und I' die Ausgangsstellung darstellen: p_0 ist der Konkurrenzpreis, p_1 ist der Preis des mittleren Oligopols, das in der betreffenden Wirtschaft herrscht. Dieser Preis bringt eine Schrumpfung der Nachfrage von x_4 nach x_3 ; daher muß die Kurve der Produktion umgewandelt werden, damit sie durch den entsprechenden Punkt der Nachfragekurve gehen kann. Ihre zweite Stelle wird z. B. diejenige sein, die von der Linie II angegeben wird. Die Kontraktion der Produktion ruft eine Herabsetzung der Nationalrente hervor, die Kurve der generellen Nachfrage muß darum abgeändert werden, sie wird z. B. durch II' ersetzt.

Der neue Verlauf der Marktlinien bringt eine neue Position der Preise mit sich, die dem höchsten Gewinn entsprechen, auch wenn bisher noch keine Änderung des Grades des Monopols eingetreten war. (Sollte dies der Fall gewesen sein, ist es wahrscheinlich, daß es im Sinne einer Erhöhung geschieht, da die kleineren und wirtschaftlich schwächeren Konkurrenten ausscheiden.) Die Nachfrage kommt dann als x_2 heraus und die Kurve der Erzeugung muß umgeformt werden, um sich ihr anzupassen. Wenn III die dritte Position ist, die ihrerseits wieder die Verminderung der Rente bestimmt und die Kurve der Nachfrage verändert, indem sie sie der Koordinatenachse annähert (Linie III') geht es entsprechend weiter usw.



Figur 5

Insofern eine Repressivwirtschaft Nachfrage- und Angebotskurven bestimmt, die eine starke Neigung aufweisen in der die zentrale Biegung verlorengelht oder verschwindet, würde die schematische Form eines Marktes mit freier Ausweitung die Fig. 5 sein: extreme Äste, die fast vertikal verlaufen und ein mittlerer Sektor, der entscheidend horizontal ist. Man kann leicht sehen, daß ein Schema dieses Typs eine fast völlige Verwischung des Unterschiedes zwischen einer Konkurrenzwirtschaft und einer Oligopolwirtschaft bedeutet. Es würde nichts bedeuten, wenn der Marktversorger ein einziger wäre, denn sein Gewinnpreis als Monopolist würde wesentlich mit dem der perfekten Konkurrenz übereinstimmen, obwohl natürlich der allgemeinen Initiative die Möglichkeit zustehen müßte, ihn in die Praxis umzusetzen.

V. Repressionsphänomen

Die zwangsläufige Verbindung der Existenz eines Repressionsmechanismus mit der kapitalistischen Wirtschaft, von der man landläufig glaubt, daß sie bei allen ihren Defekten und Ungerechtigkeiten das große Verdienst habe, den wirtschaftlichen Fortschritt anzuspornen, könnte recht merkwürdig anmuten. Doch Tatsache ist, daß diese Betrachtung viel vom wirklichen Ablauf unseres Wirtschaftssystems erklärt.

Die Phänomene der Überproduktion und der Arbeitslosigkeit sind nicht leicht zu erklären, obwohl wir uns an sie gewöhnt haben. Aber wieso werden Güter erzeugt, die niemand haben will? Wie kommt es, daß gleichzeitig viele Menschen aus Mangel an genügend entlohnter

Arbeit keine Mittel zur Verfügung haben, um die Waren zu verlangen, die produziert werden? Welche seltsame Verquickung enthält die Produkte den Produzenten vor, wenn eben jene Güter die Früchte ihrer Arbeit und ihre natürliche Vergütung darstellen? Warum werden Güter erzeugt, die niemand begehrt, und wenn sie begehrt werden, wie kommt es, daß die Menschen, die arbeiten, sie nicht erwerben können? Es gibt gleichzeitig Arbeit im Überfluß und Elend, dem das Nötigste fehlt, Armut inmitten von Reichtum, nach Keynes' Formulierung. Wie kann man das mit einer rationellen Wirtschaft versöhnen, die die Güter nicht den sie erzeugenden Personen vorenthalten soll?

Wenn man von einer restriktiven Tendenz der Produktion ausgeht, wird alles klar. Die erzwungene Verminderung der Produktion wirft einen Teil der Arbeiter aus ihren Beschäftigungsplätzen. Wenn sie ihre bezahlten Posten verlieren, üben diese Arbeiter einen Druck aus, um Arbeit zu finden und zwar zu jedem Preis und für jeden Markt, auf dem das Angebot der Nachfrage überlegen ist, sinkt der Preis der Ware, in diesem Falle der Lohn. So verlieren die Arbeiter die Mittel, um das zu erwerben, was sie produzieren, so daß die Unternehmungen sich gezwungen sehen, die Produktion noch weiter herabzusetzen, womit die Rente weiter sinkt. So kommt es, daß das Überangebot der Arbeitskräfte mit der scheinbaren Überproduktion zusammenfällt, während die Bedürfnisse unbefriedigt bleiben.

Die kapitalistische Wirtschaft würde, wenn man sie ihren natürlichen Tendenzen überließe, in sich selbst ersticken. Dies erklärt, warum die liberalen Doktrinen Schiffbruch erlitten, da sie ein Wirtschaftssystem voraussetzten, das nicht dem entspricht, das in der Wirklichkeit funktioniert. So schwankt unser Wirtschaftssystem zwischen einem beschränkten Liberalismus, der aus institutionellen Gründen Schiffbruch erleidet, und einem beschämenden Interventionismus, der aus organischen Gründen versagt.

Marx hatte recht, als er feststellte, daß der Kapitalismus in sich destruktive Tendenzen trüge, doch irrte er in seiner Ansage und in der Erkenntnis des Übels, das nicht in der Ausbeutung des Arbeiters lag. Es ist richtig, daß der Arbeiter nicht den Lohn empfängt, den er erhalten sollte, aber darum bekommt der Arbeitgeber auch keinen supplementären Gewinn. Das Elend der einen ist nicht der Gewinn der anderen, sondern führt zu einem Verlust für beide und einer Verringerung der Kollektivrente. Und Marx, der die Krankheit nicht richtig erkannte, irrte sich auch in der Empfehlung des Heilmittels, das, fern davon, zur Abschaffung des Monopols zu führen, im Gegenteil zu seinem Extrem geführt hat, nämlich zum Staatssuperkapitalismus.

Eine der harten Kritiken, die man gegen den Kapitalismus vorbringt, ist, daß durch Überkonkurrenz viele Verluste auftreten. Diese Kritik stammt aus der Verwechslung des Handelskriegs und des edlen Gewinnstrebens der Menschen im Dienste ihresgleichen, um damit ihr eigenes Los zu verbessern. Der Handelskrieg ist die korrupte Form dieses Strebens, wenn die Produzenten sich von dem Gespenst der Überproduktion bedroht sehen, und der Arbeitslosigkeit, die immer lauert. Diese Angst führt zu allen Exzessen, um die Verkäufe zu forcieren, auf Kosten der Rivalen. Eben die gleichen Schäden dieses Handelskrieges zwingen die Unternehmen, unter sich Abkommen abzuschließen, so wie Kriegführende Waffenstillstände abschließen, wenn sie auch trotz größter Aufwendungen sehen, daß sie die Schlacht nicht für sich gewinnen können. Dank solcher Abkommen verteilen sie das Schlachtfeld unter sich, in diesem Fall den Markt, setzen die Produktion herab und erhöhen den Grad des Monopols. Die „Kartellisierung der Wirtschaft“ ist das praktische Resultat der Tendenz, die Produktion zu komprimieren, die Überproduktion zu vermeiden, die sich un-
aufhörlich erneuert. Angesichts der Übel der letzteren begünstigen die Regierungen oft diesen Prozeß, sei er national oder international, und verlassen damit die „Anti-Trustpolitik“, die sie einschlugen, als die üblen Folgen des Monopols zum Vorschein kamen. Die Notwendigkeit, zu verkaufen, die die Länder drängt, führt zu wahren Monstruositäten, sogar dazu, daß man Waffen an den Feind verkauft. Wir wollen hier nicht von den Exzessen des Protektionismus reden, vom Tarifkrieg, dem Kampf um die Märkte sogar zwischen befreundeten Ländern, die gemeinsame Interessen haben, vom Kolonialismus, der eine andere Form der Marktausweitung ist. Seit der Zeit des Merkantilismus hat der Wunsch, der eigenen Landesindustrie Vorteile und den eigenen Arbeitern Brot zu verschaffen, über alle anderen Überlegungen triumphiert.

Die liberalen Wirtschaftler haben bis zum Überdruß die Vorteile des freien Austausches gepredigt, indem sie aufzeigten, daß er die wirtschaftlichste der internationalen Handelsformen sei . . . aber die Hindernisse, die ihm in den Weg gelegt werden, sind jeden Tag größer, man denke nur an die Nichtkonvertierbarkeit von Valuten. Das am wenigsten wirtschaftliche System hat den Sieg davongetragen. Wenn die liberalen Wirtschaftler recht hatten, dann fällt die praktische Vernunft nicht mit der reinen Vernunft zusammen.

Ebensowenig besteht in der internen Wirtschaft eine Übereinstimmung zwischen diesen beiden Kant'schen Entelechien. Bastiat hatte schon seine optimistische Ansicht verteidigen müssen, wonach eine Harmonie in der Wirtschaft bestünde, gegen das Paradoxon, das man

ihm entgegenhielt, daß eines Tages, wenn alle Fenster in Paris zer schlagen würden, dies zu Reichtum führen würde. . . . Es war natürlich irrational, aber es besteht kein Zweifel, daß ein solches Zerschlagen die Renten erhöht hätte, die von jenen verteilt worden wären, die die Ausgabe sonst nicht vorgenommen hätten.

Es hat immer die Meinung bestanden, daß der Luxus der Reichen die Armen begünstigt und allgemein Reichtum und sozialen Wohlstand befördert. Die Physiokraten machten diese Ansicht zu einem Kernstück ihres Dogmas: Die Ausgaben der aristokratischen Grundeigentümerklassen unterhalten die Handwerkerklassen, die von Turgot Stipendiaten genannt werden.

Dies ist nicht die einzige Gelegenheit gewesen, in der die natürliche Repressivtendenz unserer Wirtschaft in die ökonomischen Theorien eingedrungen ist, und obwohl es nicht möglich ist, hier alle Beispiele dieser Art aufzuzählen, sei hier ein neuerliches erwähnt: Man hört die Schüler einer bestimmten Richtung immer wiederholen, daß jede antizipierte Kapitalform ihr eigenes Sparen hervorruft. In einer natürlich expansiven Wirtschaft hätte dies kaum Sinn. In einer reprimierten Wirtschaft ist es erklärlich. Es ist die Arbeit, die wirklich das Kapital schafft. Wenn es Arbeitslosigkeit gibt, besteht die Möglichkeit, Kapital zu erzeugen, da jene Arbeit, die müßig liegt, eine potentielle Produktion darstellt, ebenso wie eine potentielle Rente und Sparen. Die Geldschöpfung durch den Kredit besitzt die Möglichkeit, als Stimulans zu wirken, damit die Aktivität gesteigert wird und damit Real-Kapital erzeugt. In einer nicht reprimierten Wirtschaft wäre die vorherige Existenz von Sparmitteln erforderlich, die den Willen des Sozialkörpers darstellt, die supplementäre Arbeit zu beschaffen, die zur Erzeugung von neuem Kapital erforderlich ist.

Was völlig abwegig ist, ist, daß die zwangsläufige Kapitalbildung nicht aus Sparmitteln, sondern aus Geldschöpfung ohne Inflation stattfinden könne. Die hundertjährige Devaluation des Geldes, eine gut bekannte Tatsache, rührt im wesentlichen daher, daß in der Realproduktion ein repressiver Faktor wirksam wird, der von einem mitwirkenden Faktor begleitet wird, nämlich der Vermehrung der Zahlungsmittel, die daraus entsteht, daß eine Anstrengung gemacht wird, die Kontraktion der Kaufkraft zu kompensieren, was wiederum die Produktivexpansion verhindert. Dies ist somit kein Novum, sondern der Jahrhunderte alte Fortgang einer sattsam bekannten Erscheinung.

Die Geschäftsschwankungen selbst, mit ihrer Aufeinanderfolge der Expansionsphase, der Krise, des Umschwungs, der Depression und der Wiederbelebung, würden unerklärlich sein, wenn nicht ein chronischer Depressionszustand bestünde, der potentiell Kräfte in sich schließt,

deren Aktivierung die Expansionsphase bestimmt und die von der Krise und Depression wieder zur Untätigkeit gebracht werden.

VI. Erklärung des Paradoxons

Die Tatsache, daß die Menschheit während der ganzen kapitalistischen Epoche weitere Fortschritte gemacht hat und zu größerem Wohlstand gelangt ist — während mehrerer Jahrhunderte —, scheint mit unserer These der Repressivtendenz im Widerspruch zu stehen, wie wir sie in unseren Ausführungen darlegten. Dieser Fortschritt hat sich nicht abgeschwächt, sondern im Gegenteil verstärkt, als das Maschinenzeitalter begann, das im Augenblick als der typischste Zug der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erscheint.

Trotzdem ist diese Tatsache noch kein Beweis. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß ein Fortschritt stattgefunden hat. Doch was klargestellt werden muß, ist, ob dieser Fortschritt wegen oder trotz der Wirtschaftsordnung erzielt worden ist. Jedenfalls hat es nicht an Schwierigkeiten gefehlt und unsere Schlußfolgerungen erlauben uns, anzunehmen, daß die Schwierigkeiten größtenteils institutioneller Art sind. Hier besteht ein großes Dilemma: denn in seiner Lösung liegt unsere Zukunft beschlossen, ebenso wie jedes Aktionsprogramm für die Gegenwart.

Das kapitalistische Regime ist niemals frei gewesen. In seiner ersten Phase, dem Merkantilismus, war es kontrolliert, soweit die internationalen Beziehungen betroffen waren, und unterstand dem charakteristischen Protektionismus jener Ära. In bezug auf die Nationalwirtschaft gab es zahlreiche Regelungen, Tarife, Steuern, korporative Privilegien und Staatsintervention in erdrückendem Maße. Gegen diese letzteren kämpften die Revolutionen des 18. Jahrhunderts gleichzeitig mit der modernen Phase des Maschinismus.

Damals wurden viele Regulierungen abgeschafft, die vorher für notwendig gehalten worden waren. Man dachte sogar daran, alle und jede abzuschaffen, um die Wirtschaft völlig frei zu machen, in dem Glauben, daß das freie, spontane Spiel der sozialen Kräfte zum größten sozialen Wohlstand führen würde. Aber bald stellte sich heraus, daß anstatt der erwarteten logischen Besserung der Zustände ein furchtbares Elend auftrat, das wiederum in den menschenfreundlicheren Kreisen zu weitgehendem Mitleid Anlaß gab, welches sich dann in mehr oder weniger utopischen Plänen zur Linderung des Elends niederschlug.

Trotzdem ist die Lage der Arbeiter ständig besser geworden. Wie? Um den Preis der Gesellschaftskämpfe, dank der Arbeiterverbände,

die Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzung verlangten, der Sicherheitsmaßnahmen, die getroffen wurden und neuerlich hygienischer Verbesserungen, die eingeführt wurden, Versicherungen usw. Die reine Tatsache, daß man zu all diesem kommen mußte, ist als Beweis zu werten, daß die Verbesserungen nicht das spontane Ergebnis des rein technischen Fortschritts waren.

Diese Sozialaktion, die von seiten der Arbeiter in ihrem eigenen Interesse durchgeführt wurde, hat ein Gutes gehabt: sie hat verhindert, daß die Repressivtendenz der Wirtschaftsordnung sich vollständig auswirkte, denn die Erhöhung des Lebensniveaus des Arbeiters hat gestattet, daß die Globalnachfrage ständig wuchs und höher wurde, als wenn die Faktoren, die dem System inhärent sind, freies Spiel gehabt hätten. Dies bedeutet nicht, daß diese Verwirklichung des Fortschritts gegen die natürliche Ordnung nur wohltätigen Einfluß gehabt hat. Die Unzuträglichkeiten, zu denen sie Anlaß gab, sind sehr zahlreich.

Vor allem ist der Fortschritt auf Kosten der Krisen erreicht worden, denn da man den Karren vor das Pferd geschirrt hatte, oder, anders ausgedrückt, da man erst die Dinge vermehrt hatte, ehe sich in der Nachfrage die Erhöhung der Löhne geltend machen konnte, ist es nicht immer leicht für die Industriegewirtschaft gewesen, diese Erhöhungen aufzunehmen. So hat sich den Krisenursachen noch eine andere hinzugesellt, die die Depressions- und Arbeitslosigkeitsperioden verschärft und verlängert hat.

Ferner sind durch Streiks und andere soziale Konflikte Werte verloren worden, und der Arbeiter interessiert sich nicht für eine Sache, die ihm nichts bedeutet, weil er sich nicht an sie gebunden fühlt, während er Interesse daran hat, nicht an der Vergrößerung der Arbeitslosigkeit mitzuwirken — all dies hat die Arbeitswirkung beeinträchtigt.

Drittens, und das ist das Ernsteste, ist das Klima der Zusammenarbeit vernichtet worden, das eine gemeinsame Arbeit erfordert. Das gedeihliche Solidaritätsgefühl ist durch Feindseligkeit ersetzt worden, durch Mißtrauen, durch Kampf, durch augenscheinliche Gegensätzlichkeit der Interessen, alles ganz dem sozialen Frieden entgegengesetzt.

Die Unzuträglichkeiten, die aus all diesen Dingen erwachsen, sind so wirklich und sichtbar, daß die Staatsautoritäten sich dazu veranlaßt sahen, allerlei interventionistische Maßnahmen zu ergreifen, um ihnen zu begegnen. Diese interventionistischen Maßnahmen haben den Nachteil, daß sie die Marktfreiheit begrenzen, um sich den Zuständen anzupassen, und so die Starrheit der Wirtschaft erhöhen, deren Elastizität

nachgelassen hat und somit neue Ursachen der Gleichgewichtsstörung eintraten, welche wiederum die unmittelbare Ursache der Krisen ist.

All dies ist mit der Geldentwertung kompliziert worden, deren generelle Ursache wir gesehen haben. Diese Entwertung hat der Wirtschaft eine Verteidigung geboten gegen die Kostensteigerungen, die sie nicht völlig aufsaugen konnte, indem sie durch die Geldentwertung die Reallöhne herabdrückte, was wiederum einen großen Teil der Arbeiteraktion sterilisierte.

Aus einem besonders paradoxen Grunde haben die Kriege die wirksamsten Ereignisse zur Förderung des wirtschaftlichen Fortschritts dargestellt. In den Kriegen wird die Geldschöpfung intensiviert, damit die Nachfrage gefördert würde, was natürlich die Nachfrage nach Kriegsgütern bedeutet, die nicht auf den Markt gelangen, wohl aber kommen dorthin die Renten, die aus der Produktion dieser Art Güter herrühren, die wieder auf eine Masse von Konsumgütern zurückwirken, die für die Zivilbevölkerung gelten und die nun relativ knapp werden. So steigen die Preise unaufhörlich.

Kriege sind nicht als Mittel zur Behebung der wirtschaftlichen Depression erwünscht, wenigstens von keinem Menschen mit gesundem Empfinden und Denken, aber jeder, der ihr Entstehen aufmerksam verfolgt hat, versteht, wie stark an ihnen alle jene Energien teilhaben, die sich auswirken wollen und in Friedenszeiten kein Betätigungsfeld finden, um sich auszuleben und Ansprüche zu befriedigen, die der wirtschaftliche Fortschritt entstehen läßt. Solche Energien, die sich ihres normalen Ausdrucksweges beraubt sehen, da er verstopft wird, müssen natürlich überfließen.

Und sagen wir uns nicht oft, daß, wenn alle die Hilfsmittel, die zur Kriegsführung eingesetzt werden, im Frieden angewandt würden, daß dann das Lebensniveau aller Völker erheblich steigen würde? Ja, aber im Frieden wird eben solcher Einsatz nicht gemacht, und dann sind bereits die repressiven Kräfte wirksam.

Nach jedem Krieg ist eine Krisis ausgebrochen, und wenn in dieser Nachkriegszeit dies nicht der Fall gewesen ist, dann darum, weil es keine richtige Nachkriegszeit gewesen ist, sondern weil der Krieg als kalter Krieg fortgedauert hat, d. h. unter dem Zeichen der Weiterbewaffnung stand, im Zeichen der Unruhe, der Unsicherheit, der Verschwendung, die zwangsläufig geübt wurde. Stalin hat der kapitalistischen Wirtschaft einen großen Dienst erwiesen, als er sie dazu zwang, eine Politik der Ausgaben und der Inflation weiterzuverfolgen. Er hat dadurch in großem Maße mit dazu beigetragen, zu verhindern, daß sich die Prophezeiungen von Marx erfüllten.

Es ist der Kriegsaufwand, der außerhalb der Wirtschaft getrieben wird. Wenn ein vorsichtiges kramatistisches Denken wieder die Herrschaft über die Ausgaben erlangt, kommt die Restriktion wieder und wenn die Politik der Vorsicht, die die Vernunft anrät, frei befolgt wird, dann dauert es nicht lange bis zur Krisis.

Krieg und Kampf, innen und außen, sind also die großen Bahnbrecher des wirtschaftlichen Fortschrittes in dieser absurden Welt gewesen. Aber Kampf und Krieg sind keine Moralschulen, und es ist daher nicht verwunderlich, daß unsere heutige Zivilisation einen derartigen Mangel an Gleichgewicht zwischen dem materiellen und dem moralischen Fortschritt zeigt. Hier liegt die größte Gefahr, die heute unsere Kultur bedroht, was aber nicht besagen soll, daß die anderen Gefahren, die auf sie lauern, geringfügig wären.

(Aus dem Spanischen ins Deutsche übertragen von Dr. Irmgard de Arlandis-Madrid.)